

# 1. DIE STADIONTOUR

Frühling in Los Angeles bei etwas über 20°C, und mein Agent Dennis Arfa hatte mich zu einem Baseballspiel mitgenommen. Die Dodgers waren im siebten Inning. Dennis futterte seinen zweiten Hotdog und konnte kein Wässerchen trüben, also fragte ich ihn naturgemäß im höhnischsten Tonfall, den ich annehmen konnte: „Warum haben *wir* nie im Dodger Stadium gespielt?“

Ich arbeite seit vielen Jahren mit Dennis, und er kennt die Orte, an denen wir gespielt haben genauso gut wie wir selbst: Budokan, Wembley, Red Rocks, Madison Square Garden. Mötley Crüe waren Vorgruppe der Rolling Stones. Wir haben jede Freiluftarena vollgepackt, für die wir gebucht wurden, und standen bei Open-Air-Festivals auf der ganzen Welt als Headliner auf der Bühne. In Los Angeles machten wir den Hollywood Bowl voll und verkauften das Staples Center aus. Aber das Dodger Stadium? Ich hatte nur einmal einen Fuß aufs Feld gesetzt, und zwar für einen feierlichen ersten Wurf.

„Ich schätze, das liegt daran, dass ihr auf die schlaue Idee gekommen seid, die Band aufzulösen.“

Wir prusteten beide vor Lachen.

„Falls ihr es euch irgendwann anders überlegt“, fuhr Dennis fort, „ruft mich einfach an.“

Wenige Stunden später weckte ich meine Ehefrau.

„Sollten wir je wieder zusammenkommen, werden wir im Dodger Stadium spielen.“

Courtney ist daran gewöhnt, dass ich sie nach Mitternacht wecke. Meistens sieht sie es mir nach. Diesmal sagte sie: „Aber Schatz, die Band hat einen Vertrag unterschrieben.“

Das stimmte. Ein paar Jahre zuvor hatten Mötley Crüe eine „Tournée-Unterlassung“ unterzeichnet – und Courtney weiß, dass ich ein Mann bin, der sein Wort hält. Allerdings bin ich auch jemand, der sich von seinen Leidenschaften leiten lässt.

„Ich denk mir was aus“, erwiderte ich.

Zu der Zeit arbeitete ich an *The Dirt*, der Filmadaption des Buchs über Mötley. Es war ein Bestseller gewesen, und bislang sah es so aus, dass der Streifen besser ausfallen würde, als irgendjemand von uns hätte ahnen können. Tommy wurde von Machine Gun Kelly gespielt, ein englischer Schauspieler namens Douglas Booth übernahm meine Rolle. Er gab also seinen besten Nikki Sixx, während der echte Nikki Sixx Meetings mit Live Nation, Apple, Spotify, Radiosendern und Social-Media-Plattformen abhielt, um den Film zu promoten. Ich zeigte dabei Ausschnitte, teilte einige meiner eigenen Erinnerungen und spielte einen neuen Song, den ich geschrieben hatte.

Genau genommen hatte ich mehrere neue Songs – gut formulierte Ideen, die ich alle aufregend fand. Ich war mit dem Gitarristen John 5 zugange gewesen, der mit jedem von k.d. lang über Marilyn Manson bis zu Rob Zombie gearbeitet hatte, sowie mit dem Sänger Sahaj Ticoitin, der einen Rekord aufstellte hatte, da er Töne länger halten kann als jeder andere Mann. Wir hatten ein paar Demos aufgenommen, und ich hatte sie alle Bob Rock vorgespielt, der 1989 mitverantwortlich war für Mötleys Crües größtes Album *Dr. Feelgood*. Kaum zu fassen, dass seitdem 30 Jahre vergangen sind, doch beim Hören der Tracks meinte Bob: „Die klingen wie klassische Crüe-Nummern.“ Derjenige, die ich für den Abspann komponiert

hatte, erinnerte ihn an „Kickstart My Heart“ – Riesenlob vom Produzenten des Originals.

„Wir haben die Songs“, sagte ich zu Courtney.

Die Songs – die Musik ist der Ausgangspunkt. Ohne sie keine Clubtourneen, keine Hallentouren. Keine Arenen und keine Privatjets, um die Arenen anzufliegen. Ohne Musik kein Geld, keine Platin-auszeichnungen zum Tapezieren von Studiowänden. Mötley hätten nichts von der Liebe, dem Hass, dem Tod und der Zerstörung erlebt, die mit dem Lifestyle einhergehen. Wir vier zusammen kommen auf 160 Jahre voller Erfahrungen, von denen wir zehren können. Wäre dies ein VH1-Special, würden wir einstimmig sagen: „Einige der schönsten, die wir je gemacht haben! Einige der schlimmsten! Und nicht viele, die wir bereuen!“

Wir alle würden die Wahrheit sagen. Als kleiner Junge malte ich Bands auf meine Schreibblöcke. Vier einander ergänzende Charaktere mit Superheldenfähigkeiten an Schlagzeug, Bass, Gitarre und Mikro. Diese Typen sahen immer cool aus, hatten immer die besten Songs, die sie auch gut spielten, und aussagekräftige Texte. Im Kopf baute ich ein neues Ungetüm.

Jene Bands waren Mötley im Embryonalstadium. Ich musste lediglich nach Los Angeles ziehen, das Bassspielen lernen und drei andere Musiker finden, die die Welt so sahen wie ich. Letztendlich ist genau das passiert. Natürlich erforderte es tonnenweise Schwerstarbeit und dabei nicht nur die naheliegende. Abgesehen vom Komponieren, Proben, der Arbeit an unserem Look und der Bühnenshow sowie dem Spielen – spielen, spielen, spielen – gab es ständig Anfragen und Verpflichtungen gegenüber der Musikindustrie: Vergnügungsreisen, Interviews mit Journalisten, die unseren Alkohol saften und unsere Drogen nahmen, uns dann aber in den Rücken fielen und in ihren Magazinen verrissen. Wir mussten uns als Band jahrelang therapieren lassen, um zusammenzubleiben und uns all die Gründe vor Augen zu halten, die wir zum Weitermachen hatten.

Ich besaß aber auch meine eigene Familie, um die ich mich kümmern musste. Zu der Zeit war Courtney schwanger. Unsere Tochter

Ruby sollte im Juli zur Welt kommen. Touren ist nicht gerade leicht, wenn man kleine Kinder zu Hause hat. Im Lauf der Jahre habe ich mehr Ferien versäumt, als ich zählen kann. Ich verpasste auch Geburtstage. Es gab Elternabende, die ich besuchen wollte, doch du kannst nicht von Japan nach Hause fliegen, wenn der Rest der Band unterwegs nach Australien ist.

Wenn Courtney nicht wollte, dass ich verreise, konnte ich ihr das nicht verübeln. Bat sie mich, zu bleiben, blieb ich auch. Bat sie mich *nicht*, zu bleiben, fühlte ich mich gekränkt. Nun, da ich das Thema allerdings zur Sprache gebracht hatte, wussten wir beide, dass ich nicht aufhören würde, darüber nachzudenken.

„Ihr habt die Songs“, bestätigte Courtney, ehe sie sich wieder ihren süßen, rätselhaften Träumen hingab.



„Live Wire“, „Looks That Kill“, „Shout At The Devil“. Die Songs haben uns zu einer Hit-Band gemacht. Sie sind das, wonach sich das Publikum sehnt und was es hören will. Das Publikum macht einen Großteil des Ungetüms aus, das wir geschaffen haben, und obwohl wir sehr gerne weniger bekannte Sachen, Coverversionen oder gerade erst geschriebene Songs zum Besten geben, kriegt das Ungetüm die rohen Fleischbrocken, die es braucht.

Der neue Kram ist wichtig. Ohne ihn würden wir auf der Stelle treten und zu einer Cover-Kapelle verkommen: Mötley Crüe, die Mötley Crüe nachspielen.

Er ist genauso wichtig wie die Fähigkeit, weiterhin Hits zu komponieren. Wir spüren immer noch, wenn sich einer anbahnt, und sind dieselbe Band wie damals am ersten Tag. Dieselben vier Typen. Älter und pfiffiger, nicht mehr hungernd und trotzdem schlank, tüchtig und fünfzehntausend Mal klüger als früher. Mal waren wir so schlau, weiterzumachen, ein andermal wussten wir, dass Aufhören besser war.

Eine Lektion lernten wir ganz früh: In Grass Valley in Nevada waren wir zu einer Radiosendung eingeladen. Es handelte sich um

unseren ersten Auftritt im Radio, doch als wir später am selben Tag in einem Plattenladen Autogramme geben sollten, kam niemand. Wir standen dort, durchstöberten das Angebot und taten so, als würden wir einkaufen. Drei Typen mit blauschwarzen Haaren, einer mit gebleichten, und wir kauften rein zufällig Schallplatten. Wenige Stunden zuvor waren wir unheimlich aufgeregt gewesen, jetzt kannte uns niemand. Wir wollten nicht so gesehen werden, wie wir da rumstanden, mit den Füßen scharrten und enttäuscht dreinschauten. Beim Hinausgehen bemerkten wir einen cool aussehenden Langhaarigen.

Ich dachte: „Oh, noch ein Musiker!“

„Hey, wie geht’s?“, fragte ich.

„Bestens, und dir?“

„Bist du in 'ner Band? Ich auch!“

Der Kerl nickte.

„Welche Band?“, wollte ich wissen.

„Supertramp.“

Ich war Supertramp-Fan. Einige ihrer Songs liebte ich, doch bevor ich weitere Fragen stellen konnte, sagte der Kerl die eine Sache, die man normalerweise nicht von einer alten Band hören möchte, die man mag: „Wir haben gerade zwei neue Stücke aufgenommen.“

„Oh! Das ist toll“. Ich war deswegen nicht zynisch.

„Ja“, fuhr er fort. „Wir sprechen nie miteinander. Die Mitglieder wohnen alle an verschiedenen Orten. Einer von uns in England, ein anderer in Florida. Ich lebe hier, also haben wir die 24-Spur-Parts aufgenommen und uns gegenseitig zugeschickt.“

„Ihr habt sie nicht gemeinsam gespielt?“

„Wir haben uns überhaupt nie getroffen. Ich habe mich kein einziges Mal mit ihnen unterhalten.“

Die Jungs und ich kehrten verwirrt zum Van zurück.

„Ihr müsst versprechen, dass uns das nie passieren wird.“

„Auf keinen Fall, Alter. Wir bleiben ein Leben lang Brüder.“

Doch siehe da, als wir neue Tracks für unser Album *Greatest Hits* aufnahmen, sprachen wir auch nicht miteinander. Auch beim Schrei-

ben an *The Dirt* tauschten wir uns nicht aus. Nicht einmal die Parts der jeweils anderen schauten wir uns an, bis das ganze Ding zusammengeschnitten war.

Das hätte auf der Bühne nicht so gut funktioniert.

Die Risse zu übertünchen, die sich nach fünf oder zehn Jahren aufgetan hatten – und zu dem Zeitpunkt existierten wir seit über 20 –, war für uns unmöglich geworden.

Wenn man jung ist, kann man verkatert oder in denselben Klammotten wie schon die ganze Woche aufkreuzen und sieht trotzdem irgendwie gut aus. Du machst was her in deiner engen Hose, mit hochhackigen Schuhen und dem ganzen Haar. Dann wachst du eines Tages auf, und alles kostet mehr Mühe. Du magst dich musikalisch stark verbessert haben, wohingegen es körperlich anstrengender geworden ist. Auf Tour zu gehen ist anstrengend. Auf Tour zu bleiben ist anstrengend. Auf der Bühne fühlst du dich wie immer, doch es dauert jedes Mal länger, dich davon zu erholen, und der Umgang mit den anderen Jungs kann nerven.

Auf jede Rockband, der es gelingt, diesen Punkt zu überwinden, kommen vermutlich Tausende, die es nicht schaffen. Wir haben es wohl deshalb geschafft, weil zwischen uns auf mehreren wichtigen Ebenen ein genau ausgewogenes Gleichgewicht herrschte. Dennoch gab es sicherlich Zeiten, in denen ich nicht auf unser langfristiges Überleben gewettet hätte.

Tommy ist ein extrem getriebener Mensch. Wenn wir uns auf Augenhöhe begegnen, ist das von unschätzbarem Wert.

Mick interessiert sich für nichts als seine Parts und seinen Ton. Ihm sind Pyros, Kostüme, die Bühnenshow und alles weitere egal – ihm geht es nur um seine Gitarre. Er spielt so laut, dass wir alle Hörschäden haben. So war Mick schon, als wir ihn kennenlernten, und so ist er auch heute noch.

Vince ist ein Maschinengewehr. Er kommt hereingeschneit. Er macht sein Ding, und zwar üblicherweise zu 200 Prozent genau. Dann zieht er alleine los wie ein Wolf oder einsamer Samurai.

Daraus ergibt sich oft genug eine funktionierende Einheit. Sind

wir uns einig, sind wir ehrgeizig, leidenschaftlich und sehr fokussiert: „Das ist das, was unser Wesen ausmacht. Es ist das, wozu wir geboren wurden. Das, was die Leute von uns wollen, und die Art, unser Soll zu erfüllen.“ Wenn sich Tommy und ich aber nicht auf Augenhöhe begegnen, Mick passiv ist, Vince keinen Bock hat und ich Flausen im Kopf hab, die uns alle in den Wahnsinn treiben, braucht man mehr als Blumen oder Pralinen, um uns zurück in die Spur zu bringen.

Historisch betrachtet ist die Kommunikation eines der Probleme, das wir hatten. Ich bestand schon früh darauf, ganze Bühnenprogramme zu proben, sie umgekehrt von der Zugabe an und dann wieder von vorne zu spielen, unsere Intros auszuarbeiten, jeden Song herunterzubrechen, neu zusammensetzen und dann noch einmal auseinanderzunehmen. Es war erbarmungslos. Den anderen könnte es albern und redundant vorgekommen sein, zumal wir es sieben Tage die Woche so machten. Der einzige Weg *raus* aus diesem Teufelskreis war ein Gig, doch der einzige Weg zu einem Gig führte über neue Musik oder ein neues Lied. Wenn wir dann neue Lieder hatten, bedeutete dies, einen Gig im Whisky, Starwood oder Troubadour zu buchen, beziehungsweise an der Westküste zu touren. Die Band musste beschäftigt und konzentriert bleiben, und ich konzentrierte mich immerzu voll auf sie. Ich war besessen. Besessenheit war das Einzige, was man brauchte, um großartig zu werden, sich zu wappnen und zu wissen, dass wir es mit den großen Fischen aufnehmen konnten. Sie machte mich aber nicht zum umgänglichsten Menschen.

Mit mir ist es nicht immer ein Zuckerschlecken, und während wir älter geworden sind, haben einige der anderen Jungs eine Einstellung à la „Kollege, schreib mir nicht vor, was ich tun soll“ angenommen.

Das ist eine gute Sache. Als wir jünger waren, kochten sie nur innerlich und lästerten hinter meinem Rücken, was ich zehn oder 20 Jahre lang ignorierte, bis alles bei der Bandtherapie hochkam.

Meistens sind wir darüber hinweggekommen. Manchmal stürmte ich wütend davon, doch dann fiel mir wieder ein, wie das Leben vor Mötley war.

An Punk-Abenden allein ins Starwood gehen. Ich trug meine hochhackigen Schuhe, und wenn eine Band wie Fear spielte, plärrte mich jemand an: „Du bist eine Schwuchtel!“ Oder ich wurde angespuckt, woraufhin ich mein Glas geschmissen habe – also nicht das Getränk darin verspritzte, sondern wirklich mit dem Glas warf. Die Person hatte dann eine Platzwunde an der Stirn, woraufhin ich Prügel einsteckte und aus dem Club gekickt wurde.

Die anderen in der Band waren genauso. Wenn man uns in einen Raum sperrte, kämpften wir wie blöde. Vince und Tommy gingen sich an die Gurgel, und ich kam dazwischen, um sie voneinander zu trennen, sodass wir am Ende alle Veilchen hatten – außer Mick, der bloß kopfschüttelnd zuschaute. Draußen in freier Wildbahn waren wir jedoch anders, eine vereinte Front. Einmal nach einer langen Nacht, in der wir gesoffen hatten, bot uns ein Kerl mit einem Fu-Manchu-Schnurrbart Amylnitrit an. Ich war zu fertig, um es zu probieren, aber Tommy und Vince taten es, und prompt ging der Streit los. Ich ging hin, um sie voneinander loszumachen, und während wir rauchten, kamen vier oder fünf Mann zu uns herüber. „Hey, was zum Geier treibt ihr da?“, fragten sie.

Wir drehten uns um und stürzten uns auf sie. Nachdem wir sie vermöbelt hatten, machten Tommy und Vince mit ihrer Kabbeleien weiter. Als sie fix und alle waren, gingen wir auf den Parkplatz und tranken gemeinsam eine Flasche Jack Daniels.

Das waren Mötley Crüe, wenn sie miteinander kommunizierten.

Nicht die am besten funktionierende Band der Welt, aber trotzdem funktionsfähig, wenn es darauf ankam. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von *The Dirt* befanden wir uns wieder in einer guten Situation. 73 Millionen Menschen sahen den Film. Wir hatten jene neuen Songs abermals mit Bob Rock auf dem Produzentensessel im Studio aufgenommen, und sie klangen wirklich nach Mötley Crüe.

Ich war in L.A. herumgefahren, um sie wiederholt zu hören und Fehler auszumachen.

Nachdem ich das eine Woche lang getan hatte, gelangte ich zu dem Schluss: „Die Nummern haben Hand und Fuß.“



Anschließend rief ich Tommy an.

„Verdreh ruhig die Augen“, sagte ich, „doch kommt es dir nicht so vor, als ob etwas fehlen würde?“

„Was denn?“

„Touren zum Beispiel.“

„Aber haben wir nicht versprochen, nicht mehr zu touren?“

„Ich weiß, ich weiß.“

Ihn davon zu überzeugen, dass Versprechen manchmal gebrochen werden müssen, dauerte eine Weile. Es *gab* eine Möglichkeit, uns von dem unterschriebenen Vertrag loszumachen – aber nur, wenn wir uns alle vier darauf einigten. Falls wir nicht alle mitzogen, konnte es niemand alleine tun.

„Nikki, wir haben überall erzählt, wir seien mit dem Touren fertig“, bemerkte Vince.

„Ich weiß, ich weiß.“

Wir überredeten ihn zu einem Meeting. Auch Mick war neugierig. Wir hatten mit unserem Manager, Partner und Label-Chef Allen Kovac gesprochen, der wiederum schon seinerseits ein paar Anrufe getätigt hatte. Allen Kovac ist ein Genie. Er half uns dabei, unsere Masterbänder von Elektra zurückzuerlangen, begleitet uns seit 27 Jahren und managt nicht nur die Band, sondern auch mich persönlich. Und während all der Jahre haben wir immer nur auf Handschlag zusammengearbeitet.

Ich würde ihm mein Leben anvertrauen. Vielleicht sogar meine Frau.

„Falls ihr es ernst meint“, sagte Allen uns, „Live Nation haben reges Interesse gezeigt.“

Nun war es an der Zeit, wieder mit Dennis zu reden.

„Der Film ist spannend“, meinte ich zu ihm, „aber hätte er die gleiche Zugkraft, wenn wir wieder touren würden? Wir haben etliche Arenatourneen hinter uns. Falls wir das tun würden, was wäre anders?“

„Live Nation wollen keine Arenatournee, sondern dass ihr in Stadien auftrittet.“

„Heißt das, im Dodger Stadium?“

Da lachte Dennis und bejahte. „Bist du nicht froh darüber, dass wir zu dem Baseballspiel gegangen sind?“



2019 konnten nur wenige Gitarrenbands Stadien füllen, geschweige denn auf eine Stadiontournee gehen. U2. Radiohead. Springsteen und die E Street Band wären in ihrer Hochphase vermutlich imstande gewesen, den Staat New Jersey auszuverkaufen, doch hätten sie flächendeckend so viele Leute gezogen wie Taylor Swift oder Beyoncé? Ich bin mir nicht so sicher. Die Clubs, in denen wir angefangen hatten, waren für ein paar Hundert Nasen gedacht. Schauspielhäuser fassten mehrere Tausend, und Arenen weitere Tausend mehr (der Madison Square Garden ist ein klasse Veranstaltungsort und fasst ungefähr 20.000). Als nächstes kamen die Freilichtbühnen: Kapazitäten zwischen 15.000 und 30.000. Stadien, die dort anknüpfen und bis zu dreimal so groß sein können, sind allerdings immer der Heilige Gral gewesen.

Es war ambitioniert. Jedes Mal aber, wenn ich „Rock ist tot“ oder „Gitarrenbands sind tot“ höre, entzündet das lediglich ein Feuer. Technik hat ihren berechtigten Platz, aber ich mag keinen Rock’n’Roll, der am Laptop entsteht. Mir gefällt die Vorstellung nicht, Loops per Drag & Drop zu bewegen, dieses Hook zu verschieben oder jenen Part aufzutrennen und sie woanders zu platzieren. Je älter ich werde, desto mehr stehe ich auf in einem Rutsch aufgenommene Performances. Ich möchte die Fehler beibehalten, weitermachen und ungeschönt sein. Courtney hört ständig von mir: „Ich will ein Album machen wie die ersten von Led Zeppelin oder Aerosmith. Die Songs schreiben, in irgendeinen beschissenen Proberaum gehen, beschissene Pizza essen, alles aufnehmen, abmischen und veröffentlichen.“ Ich bin niemand, der es gern langsam angehen lässt – ich glaube nicht, dass etwas besser klingt als echte Gitarren, echte Drums und ein echter Bass in echten Songs mit einer Geschichte, die von Chuck Berry zu